



Die
Flaenderstube.

Eine Sonntagsgabe
zur
Erheiterung für Stadt und Land.

Der
zerbrochene
Grabstichel

Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.

Landshut.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Der zerbrochene Grabstichel.
Eine Kriminal – Geschichte.

Die
P l a u d e r s t u b e



Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und
Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für
Niederbayern.)

Sonntag den 25. August 1861.

L a n d s h u t.
Druck und Verlag von J.F. Rietsch.

Inhaltsverzeichnis

Der zerbrochene Grabstichel. Eine Kriminal – Geschichte.

- 1.
- 2.
- 3.

1.

Die kleine Stadt St. Bignold war in einer gewaltigen Aufregung, als am Morgen den 8. Oktober 1812 das Gerücht sich in den Straßen verbreitete, es sei innerhalb des Weichbilds der Stadt ein Mord begangen worden. Ein derartiges Ereignis war schon seit vielen Jahren nicht mehr vorgekommen; es war die unerhörteste Begebenheit seit der Verheiratung des Grafen »de l'Orme« mit der schwarzäugigen Tochter des Geldwechslers Lopez, dem Ereignisse, von wo an sämtliche Begebenheiten zu St. Bignold datiert wurden. Was aber im vorliegenden Falle am seltsamsten klang, das war der Umstand, dass Madame de l'Orme selbst das Opfer jener grässlichen ruchlosen Tat war.

Jedermann in St. Bignold wusste, wie schlecht jene ungleiche Ehe ausgefallen war; war aber auch in der Tat etwas Anderes zu erwarten gewesen, der der schwache junge Graf die hochfahrende jähzornige eifersüchtige Erbin nur um ihres Vermögens willen geheiratet hatte? Und dennoch hatte jedermann damals seine Resignation und Selbstaufopferung bewundern müssen, denn es war zur Genüge bekannt,

dass der junge Graf nicht bloß um seiner selbst Willen diese Verbindung eingegangen hatte, sondern in noch weit höherem Grade um seiner verweisten Geschwister willen, welche ohne diese Heirat keine Erziehung und keine Mitgift erhalten hätten. Für diese hatte er seine Freiheit zum Opfer gebracht, für diese hatte er sich ein Leben lang an eine Frau gefesselt, deren goldene Reize diejenigen ihrer Person an Anziehungskraft weit übertrafen und die durch ihren Stolz, Eigensinn und Eifersucht die ersten fünf Jahre nach der Heirat zu einer ununterbrochenen Reihenfolge von Zwistigkeiten und Unbehagen machte. Nach Verlauf dieser Zeit starb der Lopez, und bald darauf ging das Gerücht, der Graf de l'Orme mache als Freiwilliger den russischen Feldzug mit.

Niemand staunte über diesen Entschluss; vielmehr vernahm jedermann mit Freuden, dass der Graf einen so ruhmvollen und musterhaften Weg entdeckt und eingeschlagen habe, um der Knechtschaft zu entgehen, worin er seither gehalten worden war. Allein es erregte großes Aufsehen, dass kaum eine oder zwei Wochen noch der Abreise des Grafen, die Gräfin ihr Hauswesen auf dem Schlosse abbrach und sich nach dem sonderbaren Hause zu St. Bignold übersiedelte, welches sie von ihrem Vater ererbt

hatte.

Es war schwer die Ursachen dieser Übersiedlung zu ermitteln und niemand hatte ein Recht, sie hierüber zu befragen. Und doch war das Hotel de l'Orme, wie die Nachbarn das Haus des alten Lopez seit der Verheiratung seiner Tochter getauft hatten, durchaus nicht der Platz, der zum Wohnsitz einer Frau geeignet schien, welche so stolz auf ihren Stand und Rang und so entschlossen war, jedem Versuch einer vertraulichen Annäherung von Seiten solcher Personen zu widerstehen, denen sie sich irgendeine überlegen dünkte.

Allerdings hatte, die Gräfin den ursprünglichen Eingang des Hauses zubauen und einen neuen Zugang dazu durch eine Sackgasse machen lassen, welche beinahe direkt in den besseren Teil der Stadt mündete; und wahrscheinlich bildete sie sich ein, sie habe durch diese Vorkehrung ihrem Wohnhause, welches in Wirklichkeit einige hübsche und geräumige Gelasse besaß, eine aristokratische Zurückgezogenheit gesichert. Allein für Jemand, welcher einen richtigen Takt besessen hätte und mit den Regeln der Wohlanständigkeit vertraut gewesen wäre, würde die Lage des Hauses fortwährend Anlass zu Unbehagen und Verlegenheit gegeben haben, denn die ursprüngliche Front des Hauses stieß auf eine der

schlechtesten Straßen von St. Bignold, welche von den ärmsten Leuten bewohnt wurde, deren Fenster diejenigen des Hotels gerade beherrschten.

Man sieht in alten, von Mauern umfriedigten Städten oft solche Straßen wie die Rue Sylvaine, wo der enge Raum die Baumeister zwang, die Gebäude hoch zu machen anstatt breit; wo die Häuser mit den gewaltigen Giebeln eine ungeheure Höhe erreichen und dort das obere Stockwerk stets über das untere hervortritt, bis die obersten Gelasse der Häuser sich beinahe in der Mitte begegnen, kaum einen einzigen schmalen Streifen Himmel zwischen sich lassen und Luft und Licht und die Wärme und Gesundheit spendenden Strahlen der heiteren Sonne beinahe ganz ausschließen. Dieses war auch der Fall in der Rue Sylvaine, und das Hotel de l'Orme war natürlich so dunkel und unheimlich wie möglich, trotz seiner schön geschnitzten Fensterrahmen und der wirklich eleganten Balustraden, die um die schmale Leiste des dritten Stockwerks herumliefen, wo die Hauptwohngelasse der Gräfin lagen. Das Geräte und die Einrichtung des Hotels standen mehr im Einklang mit der Lage des Hauses als mit dem Rang seines Besitzers. Das Erdgeschoss war an einen Schuhmacher vermietet, dessen Weib für die Reinigung und Instandhaltung der oberen Gelasse

Sorge trug, worin Madame de l'Orme die paar Personen empfing, welche sie in geschäftlichen Angelegenheiten besuchten, denn freundschaftliche Besuche empfängt sie nie. Einige Stühle mit steifen Lehnen, etliche Tische mit dünnen Spinnfüßen und einige viereckige Stückchen Teppich inmitten der starkgebohten Fußböden bildeten das ganze Geräte dieser öde aussehenden Zimmer. Auch das Privatzimmer der Gräfin war nicht viel üppiger möbliert, außer etwa in einer Hinsicht, nämlich wunderlicher Weise mit einem Übermaß von Spiegeln, mit welchen das ganze Zimmer ausgeschlagen schien. Wohin man sich auch wenden mochte, da begegnete einem das eigene Gesicht, und das Zimmer erschien bis zum Ersticken angefüllt mit den zurückgestrahlten Spiegelbildern des Eintretenden. Diese Einrichtung machte auf den Fremden anfangs eine sehr überraschende und befremdliche Wirkung; es bedünkte ihm, als befände er sich in einem Menschenüberfüllten Zimmer, und es mussten immer einige Minuten hergehen, ehe er entdeckte, daß die vermeintliche Menschenmenge nur eine Anhäufung von Spiegelbildern seines eigenen Ichs war. Bei Madame de l'Ormes Lebzeiten hatten übrigens keine Fremden hier Zutritt; dagegen strömten nach ihrem Tode desto mehr hier

zusammen.

Das kleine Dienstpersonal dieses Hausstandes in dem düsteren Hause bestand außer Madelaine, der Gattin des Schusters, noch aus einem Kutscher und einem Lakaien, welche nur zu bestimmten Zeiten ins Haus kamen, um Befehle für den Tag zu holen., und aus der Kammerjungfer von Madame l'Orme, einem Mädchen von zwanzig Jahren Namens Julie, das allein von dem ganzen Dienstpersonal des Schlosses seiner Herrin in die Zurückgezogenheit von St. Bignold gefolgt war.

Julie allein hatte Zutritt in das Allerheiligste des dritten Stockwerks; niemand außer ihr durfte die Schwelle seiner eisenbeschlagenen Türe überschreiten, niemand empfing auch nur den mindesten Grad von Zutraulichkeit von Seiten ihrer Herrin, als Julie. Man hatte seither vergebens sich bemüht die Ursache dieses Vertrauens der Gräfin in ein so junges Mädchen zu ermitteln, obschon manche über diese auffallende Erscheinung nachgrübelten, zumal da die Zofe in jeder Hinsicht einen so großen Kontrast mit ihrer Herrin bildete. Am nächsten wunderte man sich, dass Julie gar nichts von der harten barschen Behandlung zu erfahren hatte, welcher niemand entging, der mit Madame de l'Orme zu tun hatte. Doch gab es Leute, welche ganz

wohlweislich und pfiffig fragten: »Wer weiß, wie Julie von der Gräfin eigentlich behandelt wird?« Die alte Madelaine berichtete zwar, Julie rühme sich einer freundlichen liebevollen Behandlung von Seiten Madames; allein davon konnte ja jeder denken, was er wollte, und niemand vermochte hierüber etwas Gewisses zu sagen. Denn so viel war wenigstens erwiesen, dass Julie immer schwermütig aussah, und dieses deutete doch offenbar auf keine sehr glückliche Heimat hin.

Julies Geschichte war eine ebenso einfache als traurige. Ihre Eltern waren einer Seuche erlegen, als sie noch ein kleines Kind gewesen, und der Graf de l'Orme — oder Graf August, wie er damals noch hieß, — hatte sich des armen hübschen, eitem- und heimatlosen Kindes erbarmt und seine Mutter veranlasst, es im Schloss zu nehmen und unter ihren eigenen Augen erziehen zu lassen. So war das kleine Mädchen in vielen Stücken beinahe eine Dame, und hieraus entsprang vielleicht Juliens Zurückhaltung gegen Leute ihres eigenen Standes und der wenige freundschaftliche Umgang, den sie mit solchen pflegte. Bei der Verheiratung des Grafen ward Julie der Aufsicht der neuen Gräfin übergeben und von dieser seither in der Eigenschaft einer vertrauten Zofe bei sich behalten worden. Man behauptete in der Tat

nachgerade: falls Madame de l'Orme an jemand ein Interesse nähme oder jemand ihr Vertrauen schenkte, so wäre dies Julie.

Böse Zungen wollten zwar andeuten, der aufmerksamen Sorgfalt, welche die Gräfin der jungen Waise widme, dürfte weit weniger Neigung als vielmehr Eifersucht zu Grunde liegen, denn sie sei gewandt genug um einzusehen, das beste Mittel, Herrn de l'Orme offenkundig Parteilichkeit für das junge Mädchen unschädlich zu machen, bestehe darin, dasselbe stets unter ihren Augen zu behalten. Allein dies war nur müßiges Gerede. Allerdings war der Graf außer Stande, in Gegenwart seiner Gemahlin auch nur ein einziges wohlwollendes Wort an das Kind zu richten, dem er das Leben gerettet und das er früher mit brüderlicher Herzengüte behandelt hatte; allein dies war auch alles. Und doch bemerkte jedermann, dass damals, wo der Graf de l'Orme und seine Diener das Schloss verließen, Julie sehr verkümmert aussah, und dass sie noch viel trauriger und trüber gestimmt wurde, als kurze Zeit darauf verlautete, der Graf und seine Diener hätten den verhängnisvollen Feldzug nach Russland mitgemacht. Und als dann erst die Nachrichten vom Kriegsschauplatz kamen, wie begierig horchte sie da auf dieselben! Wie bleich ward ihre Wange, als die

Kunde nach St. Bignold gelangte, die Division, worin Graf de l'Orme diente, sei beim Übergang über den Neimen großer Gefahr ausgesetzt gewesen! Wie füllten sich ihre hübschen Augen mit Tränen, als trotz der offiziellen Bulletins von Erfolg und Sieg dennoch dumpfe Gerüchte von dem Elend, welches die große Armee durch Strapazen, Hunger und Krankheit auszustehen habe, nach Frankreich gelangten! Und wie glühte die Farbe des Lebens wieder auf ihren Wangen auf, als die Nachricht von dem sogenannten glorreichen Siege bei Borodino das Ohr des Publikums mit Freuden erfüllte! Was lag Julien daran, dass Tausende auf beiden Seiten gefallen waren? Waren ja doch diejenigen, an denen St. Bignold ein Interesse hatte, gerettet und wohlbehalten! Doch nein, von allen diesen dachte Julie offenbar nur an einen Einzigen. Er war ja in Sicherheit! Aber wer war dieser Er? War es der Graf de l'Orme?

Die erfreulichen Hort-richten erweckten sogar in Madame de l'Orme kaltem Busen einige Aufregung und als die Honorationen von St. Bignold sie ersuchten, einem festlichen Ball zu präsidieren, welcher der großen Ereignisse zu Ehren gegeben werden sollte, so kam sie den Wünschen derselben bereitwillig entgegen, gab für ein einziges Mal ihre gewöhnte Abgeschlossenheit auf und erschien auf

dem Ball in einer prächtigen Toilette und geschmückt mit ihrem reichsten Geschmeide. Ja noch mehr als dies: sie gab Julien Erlaubnis, den Bürgerball zu besuchen, welcher zur Feier desselben großen Sieges den darauffolgenden Abend auf dem Stadt- oder Rathause gegeben werden sollte. Julie war hoch erfreut und ganz entzückt über diese Aussicht, und äußerte gegen Madelaine: sie sei nie zuvor auf einem öffentlichen Ball gewesen und habe nicht mehr getanzt — buchstäblich nicht mehr getanzt — seit der Herr Graf vom Schlosse weggegangen. Aber auf diesem Balle wolle sie tanzen, und zwar mit leichtem Herzen, denn nun seien ja Schlachten, Strapazen, Hunger und Elend vorbei und der Weg nach Moskau offen, wie die Leute sagen und die Russen liegen schon zu Kaiser Napoleons Füßen, und die Armee müsse daher bald wieder nach Frankreich zurückkehren. O ja, sie wollte sich auf dem Ball recht köstlich amüsieren!

So lautete die vertrauliche Mitteilung, welche Julie ihrer alten Freundin machte, als sie, nachdem die Herrin auf den Ball gefahren war, noch einen Augenblick auf der Schwelle der schweren Scheidetüre verweilte, ehe sie dieselbe bis zur Rückkehr ihrer Herrin zwischen sich und der Außenwelt abschloss.

Aber der Mensch denkt und Gott lenkte und die arme Julie saß noch in derselben Nacht, von welcher sie sich so viel Vergnügen versprochen hatte, allein in einer Gefängniszelle, der Ermordung ihrer Wohltäterin angeklagt, und ohne die geringste Hoffnung, sich selbst von einer solchen Anschuldigung zu entlasten.

2.

»O dass ich doch wenigstens einen einzigen Freund, einen Ratgeber in meiner großen Not hätte!« rief Julie in der Bitterkeit ihres Kummers; »allein ich habe keinen Einzigen, ich habe gar niemand. Wollte Gott, der Mörder hätte mich umgebracht und nicht Madame! Es wäre nur ein kurzer Augenblick des Wehs und dann alles vorüber gewesen. Aber dieses hoffnungslose Harren, dieser schmachvolle Tod! Und Louis, nicht einmal Louis wird jemals erfahren, dass ich unschuldig sterbe.«

Dieser letzte Gedanke insbesondere erfüllte sie mit unbeschreiblicher Bitterkeit. Es war für sie ein namenloser Schmerz, zu denken, dass Louis sie eines solchen Verbrechens schuldig und fähig halten würde, darum verbarg sie das Gesicht in die gefalteten Hände und weinte, als ob ihr das Herz brechen sollte.

Eine leichte Berührung ihrer Schultern und der Klang einer bekannten vertrauten Stimme erweckten sie aus der Betäubung ihres Grams, und als sie verdutzt und halb erschrocken zu Demjenigen aufblickte, welcher mit ihr redete, so erkannte sie den

alten Priester, welcher sie von Jugend auf gekannt hatte.

»Tröste und beruhige Dich, meine Tochter!« sagte er, »vertrau auf Gott und er wird Dir helfen. Bedenke, dass zwar eine Mutter ihr Kind vergessen kann, dass aber unser lieber Vater im Himmel niemals diejenigen verlässt, welche auf Ihn vertrauen!«

Julie sank dem ehrwürdigen Greise zu Füßen und stammelt: »O mein Vater, ich danke Ihnen für diese gesegneten Worte. Und doch spricht so viel wider mich, dass . . . dass, obschon Gott meine Unschuld kennt und Sie ebenfalls daran glauben mögen, jene strengen Richter mir doch nicht glauben werden.«

»Beruhige Dich, mein Kind, und erzähl mir, wie alles zugegangen ist!« versetzte der Geistliche; »ich will alles aufbieten, was in meinen Kräften steht, um Deine Unschuld darzutun; allein um dies zu können, darfst Du auch nicht das mindeste Hehl vor mir haben!«

»Ich werde Ihnen gewiss alles sagen, mein Vater, denn ich habe kein wirkliches Verbrechen zu bekennen, sondern nur einen kleinen Fehltritt, welcher leider ein namenloses Elend über mich verhängt hat!« rief Julie und des Schluchsen beraubte

sie der Stimme.

Der gute alte Priester ließ ihr Zeit, sich einigermaßen von ihrer Gemütsbewegung zu erholen, und als sie ihre Fassung wieder erlangt hatte, teilte sie ihm die ganze Wahrheit mit.

Nachdem sie Madelaine verlassen und sorgfältig die Verbindungstür zwischen ihr und dem unteren Teile des Hauses verschlossen hatte, war Julie wieder in das Privatzimmer der Gräfin getreten und hatte sich die paar Mußestunden, welche die Abwesenheit ihrer Herrin ihr gewährte, zu Nutz gemacht, um die letzte Hand an das weiße Musselinkleid zu legen, welches sie auf dem morgenden Bürgerballe zu tragen beabsichtigte. Als das Kleid fertig war, veranlasste eine verzeihliche Eitelkeit und Neugierde Julien, dasselbe auch anzuprobieren; und als sie die anmutigen Falten bemerkte, in denen es um ihre wirklich hübsche und zierliche Figur herumfiel, so drängte sich ihr der Gedanke auf, es könnten vielleicht nur wenige Wochen vergehen, ehe sie wieder ein weißes Kleid und einen Brautkranz tragen und mit ihrem Louis vor dem Altar in der lieben alten Kapelle des schönen Schlosses de l'Orme knien werde.

»Mit Louis, meine Tochter?« unterbrach der

ehrwürdige Geistliche ihre naive Erzählung. »Wer ist denn dieser Louis?«

»Ach, ehrwürdiger Herr, Sie kennen ihn ja! Sie werden sich doch noch Louis, des Dieners des Grafen, erinnern?« entgegnete Julie rasch. »Sie können doch unmöglich meinen Louis vergessen haben? Wir beide waren schon als Kinder immer beisammen, und später pflegten wir an Fest- und Feiertagen immer mit einander zu tanzen. Als er mit dem Herrn Grafen vom Schlosse de l'Orme wegging, glaubte ich, mein Herz müsse mir brechen; allein wir wussten beide, dass er gehen müsse, und so schied er denn.«

»Ach ja; ich entsinne mich,« sagte der Geistliche.

»Ich wusste wohl, dass Sie ihn nicht vergessen könnten,« fuhr Julie mit Wärme fort. »Denken Sie sich, noch eine kleine Stunde, ehe er mit dem Herrn Grafen nach Russland abreiste, kam er noch zu mir, und seither hat er ein- oder zweimal an die arme Julie geschrieben. Es war doch kein Unrecht, mein Vater, dass ich seine Briefe annahm, nicht wahr?« fragte sie und schlug ihre sanften Taubenaugen zu dem Gesicht des greisen Priesters auf.

»Mitnichten, mein Kind,« erwiderte der Geistliche sanft und legte ihr seine bebende Hand segnend auf

das Haupt, »fahre fort meine Tochter! Du dachtest an Deinen Louis und an Dein Hochzeitskleid!«

»Ja, mein Vater, aber allmählich kamen mir noch sündhaftere Gedanken in den Sinn, denn meine Augen fielen zufällig auf einen Kaschmirschal, welchen Madame am Morgen getragen hatte, und ich fragte mich in Gedanken, wie ich meinem Louis gefallen würde mit solch einem hübschen Ding auf den Schultern, und darum legte ich ihn an, um zu sehen, wie er zu meinem weißen Kleide passen würde; und er sah so hübsch aus, dass ich mich von einem Spiegel zum andern wandte, um mich selbst darin zu bewundern. Und dann — dann wünschte ich mir im Stillen, ich möchte doch auch solch eine reiche Dame sein und täglich Kaschmirschals tragen können. Und als dieser Gedanke sich meiner bemächtigt hatte, dann ging ich immer weiter. Ich nahm die Ohrringe, welche Madame abgelegt, als sie ihre große Toilette gemacht hatte, und hing sie mir selbst in die Ohren, die ihre goldene Kette um meinen Hals und ihre Armbänder um meine Handgelenke, und beim Anblick jedes neuen Geschmeides steigerte sich in mir der frevle Wunsch, ich möchte doch auch solch eine vornehme reiche Dame sein, und gewann immer mehr Gewalt in mir, bis ich am Ende vor lauter Vergnügen laut lachte. Der

Schall verhallte in der Stille der Nacht von den leeren Zimmern nebenan, und ich glaubte beinahe, es sei nicht mehr meine Stimme allein, welche eine solch sonderbare Wirkung auf mich ausübte. Ich schauderte, ohne zu wissen warum, und geriet am Ende in eine solche Angst und Schrecken hinein, dass, als ich unbehaglich und bange in den Spiegel vor mich blickte, mir beinahe zu Mute war, als sähe ich hinter mir aus den geschlossenen Vorhängen des Fensters ein männliches Angesicht nach mir hinstieren. Mich schaudert noch, wenn ich mich an das Grausen erinnere, welches mich überfiel, als ich mich erinnerte, wie allein und schutzlos ich war. Allein gerade wie das Übermaß meines Schrecks hinderte mich am Schreien, und ich stand ganz still vor dem Spiegel und versuchte mich zu überzeugen, der vorübergehende Anblick jenes Gesichts sei nur ein Phantom gewesen, welches mein Gewissen heraufbeschworen habe, um mich für meine Eitelkeit zu bestrafen. Und allmählig begann ich mir einzureden, und mich zu überzeugen wie unmöglich es sei, dass Jemand Zutritt zu jenem Zimmer bekommen könnte, dessen einziger Zugang durch mein eigenes Stübchen führte, zu welchem man von der Treppe aus nur durch jene schwere eisenbeschlagene Türe gelangen konnte, die wir

immer so sorgfältig verschlossen hielten. Hinsichtlich der Fenster war ich ganz ruhig , denn sie lagen 40 bis 50 Fuß über der Erde. Als ich so hierüber nachdachte, wurden meine Befürchtungen beschwichtigt; ich legte hastig die Ketten und die Armbänder ab und verschloss sie wieder in der Schmuckschublade . Dann nahm ich auch den Kaschmirschal ab, faltete ihn sorgfältig zusammen und legte ihn beiseite, damit mir sein schönes Farbenspiel nicht länger den Sinn verwirren möge. Und als dies alles geschehen war, wechselte ich meine Kleidung und nahm die Stickerei vor, deren Beendigung mir Madame übertragen hatte. Eines jedoch hatte ich vergessen nämlich die Ohrringe! Aber ich versichere Sie hoch und teuer, mein Vater, es war reine Vergesslichkeit, dass ich sie in den Ohren behielt, obschon die Richter mir dies nicht glauben wollen und schon ein großes Geschrei gegen mich erhoben, als sie sie darin fanden, und mich, wie Sie wissen, deshalb sogleich schuldig finden wollten . . . «

»Vielleicht,« fuhr Julie nach einer kurzen Pause fort, — »vielleicht weil diese verhängnisvollen Ringe noch immer in meinen Ohren waren, vielleicht auch, dass ich wirkliche Ursache zum Schreck hatte, — kurzum, wie ich so ruhig dasaß bei meiner Arbeit,

vermochte ich meine Gedanken nicht ruhig zu erhalten. Die Spiegel schienen mir das Licht meiner kleinen Lampe immer und immer wieder auf eine Weise zurückzuwerfen, wie ich es noch nie gesehen hatte; seltsame Lichter und Schatten schienen durch das Zimmer zu huschen, so oft ich zufällig aufschaute, und dann blickte ich wieder auf meine Arbeit, verfolgt von der Furcht, noch einmal das Gesicht zu sehen, welches ich hinter den Fenstervorhängen vermeintlich hatte hervorlugen sehen. Es war sehr schwer, den erforderlichen Mut zu sammeln; aber ich tat es dennoch und fand — nichts; nichts als dichte Finsternis.«

»Und dann, mein Kind?«

»Ach, dann kam Madame nach Hause, sehr müde und sehr . . . « Sie hielt inne und setzte dann bedeutsam hinzu: »Die Leute sind oft etwas reizbar, wenn sie ermüdet sind, und Madame beklagte sich, ich habe sie gezaust, als ich Ihr das Haar für die Nacht aufband, was auch vielleicht so geschah, denn ich war sehr schläfrig. Allein Gottlob, sie sagte noch vor dem Einschlafen: »Gute Nacht, mein Kind! Gott segne Dich!« und dies gereicht mir nun zu großer Beruhigung.«

Der Rest der Geschichte wurde nun kürzer erzählt.

Julie schlief am Morgen nach dem Balle sehr lange, und als sie erwachte, fand sie zu ihrem Erstaunen, dass die Verbindungstüre zwischen ihrem Zimmer und demjenigen ihrer Herrin noch immer geschlossen war. Madame de l'Orme pflegte sich jeden Abend, nach dem Julie sie verlassen hatte, in ihrem Zimmer einzuriegeln, konnte aber durch eine sinnreiche mechanische Vorrichtung nach Belieben den Riegel zurückziehen, ohne vom Bett aufzustehen, und am Morgen war dann die Türe gewöhnlich unverriegelt. War dies jedoch nicht der Fall, so genügte ein einzelnes leises Pochen an der Türe, um den leichten Schlaf der Gräfin zu unterbrechen. Aber an diesem Morgen war es nicht so, Julie wiederholte ihr Pochen einmal um das andere, ohne eine Antwort zu erhalten. Es schlug zehn Uhr, halb elf Uhr, und noch war nicht der geringste Laut in dem Zimmer zu vernehmen. Endlich war es elf Uhr, und Julie ward nachgerade durch den langen Schlaf ihrer Herrin so sehr beunruhigt, dass sie sich in einem verzweifelten Schritte entschloss, um ihre Angst los zu werden. Sie konnte nämlich keine Hilfe von Außen erlangen, denn der Schlüssel zu der Türe, welche nach der Treppe führte, befand sich im Besitze ihrer Herrin. Sie war daher in ihrem eigenen Zimmer eingesperrt, welches nur eine einzige Art des Ausganges darbot,

und zwar eine von solch gefährlichen Charakter, dass nur die eben obwaltenden Umstände sie zu bewegen vermochten, diesen Weg zu versuchen. Ihr Fenster und diejenigen des anstoßenden Zimmers öffneten sich auf einen sehr schmalen Balkon oder vielmehr ein steinernes Gesims, und längs des Gesimses hin vermochte Julie kaum zu kriechen und mittels der »Schnalle« oder dem Schlüssel zu ihrem eigenen Fenster, welcher, wie sie früher schon durch einen Zufall ermittelt hatte, auch an die übrigen Fenster passte, sich den Weg in Madame de l'Ormes Zimmer zu öffnen. Es war nicht nur ein gefährlicher Versuch, sondern auch einer, der, wenn er auch gelang, ihr den Zorn ihrer Gebieterin zuziehen konnte. Gleichwohl würde sie dies gern riskiert haben, wenn sie nur sicher war, dass der Balkon ihr Gewicht tragen konnte. Wie zerbrechlich sah er aber aus! und wie hoch war er über dem Boden, so dass wenn sie herunterfiel —! Ihr schwindelte bei dem Gedanken, aber sie war ein wackeres Mädchen, und ihre Unruhe und Angst wegen Madame de l'Orme gab ihr endlich die Kraft ein, den gefährlichen Gang zu wagen. Als sie jedoch vorsichtig zum Fenster hinausstieg, gab sie ihr Vorhaben beinahe verzweiflungsvoll auf: das Gesims war kaum zwei Fuß breit, die Balustrade, welche dasselbe einfasste nur anderthalb Fuß hoch.

Allein sie wandte entschlossen ihre Augen vom Abhang hinweg, welcher drunten gähnt, und erreichte mit dem Schlüssel in der Hand wohlbehalten das andere Fenster. Der Schlüssel war jedoch unnütz, *denn das Fenster stand offen!* Der Schreck, welchen ihr diese Entdeckung einflößte, machte beinahe, dass sie das Gleichgewicht verlor; aber der Instinkt der Selbsterhaltung lehrte sie, sich an dem Fensterrahmen anzuklammern und dadurch eine Stütze zu suchen. Sie erlangte ihr Gleichgewicht wieder, schob den geschlossenen Vorhang beiseite und trat ins Zimmer.

Alles war totenstille, als sie sich aber hastig umsah, bemerkte sie, daß der Schreibtisch, worin Madame de l'Orme ihr Geld und ihre Wertpapiere verwahrte, offen und seines Inhalts beraubt war; das Juwelenkästchen welches Julie in vergangener Nacht auf dem Ankleidetisch hatte stehen lassen, war fort, und die Kleiderschränke ebenfalls offen, aber anscheinend unberührt. Hätte dies geschehen können, ohne eine Person von solch leisem Schläfe wie ihre Herrin aufzuwecken? Eine neue Angst bemächtigte sich Julies, als sie fühlte, dass dies unmöglich war, und mit unsicherem Schritt auf das Bett zutrat. Die Vorhänge zu Häupten des Bettes waren zugezogen, wie Julie sie am Morgen gewöhnlich zu finden

pflegte, und die Betttücher waren nicht in Unordnung. Nichts im ganzen Aussehen des Zimmers deutete auf einen Akt der Gewalt, und doch zögerte das Mädchen, die Bettgardinen zurückzuschlagen.

»Madame, es ist schon sehr spät,« flüsterte sie, erhielt aber keine Antwort. Sie wiederholte die Worte in einem lauterem Tone und wagte endlich die Hand zu berühren, welche ganz behaglich außerhalb der Bettdecke lag. Diese Berührung war jedoch hinreichend — Julie spürte jene feuchte eigentümliche Kälte, die nur der Tod geben kann. Sie riss den Vorhang zurück und hatte nun einen Anblick, ob welchem sie beinahe erstarrte.

Madame de l'Orme war tot — feig und niederträchtig ermordet. Ein dicken Handtuch, dessen sich die Gräfin gewöhnlich Morgens beim Baden bediente, war in Wasser getränkt und auf das Gesicht der Schläferin gedrückt worden, so dass die Erstickung erfolgte und zwar so plötzlich dass sie ohne einen Kampf vom Schlummer in den Tod hinübergeführt worden zu sein schien.

Julie beseitigte den Tuch und blickte mit tränenden Augen auf das verstörte Gesicht. Die großmütigen Gefühle der Jugend ließen sie die Fehler der Toten

vergessen und erinnerten Julien nur daran, dass die Verblichene ihr, der Waise Schutz und Obdach hatte angedeihen lassen. Und wer würde sich nun ihrer annehmen und ihr Schutz verleihen? Schutz? Ach Himmel! Wer würde ihr nur glauben, dass sie keinen Anteil an dem fürchterlichen, gewaltigen Verbrechen gehabt habe? Wie ein Blitzstrahl schoss ihr nun die ganze Gefahr ihrer Lage durch den Kopf. Aller Verdacht sprach gegen sie, nichts zeugte zu ihren Gunsten.

Die Folge zeigte, wie richtig ihre Befürchtungen gewesen waren. Alle Umstände verbanden sich, um ihre Schuld zu beweisen. Selbst Madelaine, die erste Person, welche sie zu Hilfe rief, konnte nur äußern: es sei recht schade, das Mademoiselle Julie so unvorsichtig gewesen; sie könne möglicherweise unschuldig sein, aber es sei doch seltsam, dass sie die Ohrringe der Gräfin trage, und man müsse gestehen, die Todesart von Madame sei von der Art, dass ein Kind sie hätte ausführen können. Und Mademoiselle Julie sei die einzige Person, welche wisse, wo Madame ihre Kostbarkeiten und die Schlüssel zu denselben verwahrte — mutmaßlich unter ihrem Kopfkissen — dazu gehört, um nur die Wertpapiere und Juwelen und die kleineren Kostbarkeiten auszuwählen und alles zurückzulassen, was schwer

und unnütz sei. Allerdings wurden diese Gegenstände nicht unter Julies wenigen Habseligkeiten gefunden; allein ein Mann in einem der gegenüberliegenden Häuser hatte sie über den Balkon klettern sehen, und angegeben, sie habe dies mit solcher Leichtigkeit getan, dass man nur habe denken müssen, was sie einmal, möcht ihr auch fünfzig Male gelungen sein.

Kurzum die gegen Julie vorgebrachte Menge der Beweise war so überführend, dass die öffentliche Stimme, welche seither in ihr nur ein Opfer der Barschheit eines hochfahrenden Weibes gesehen, nun dem undankbaren Mädchen auch das allerschlimmste zutraute, und die erboste wütende Menge würde Julien in Stücke zerrissen haben, wenn nicht die Gendarmen sie davor geschützt hätten.

Vater Sylvestre hörte mit unermüdlicher Geduld und Aufmerksamkeit auf jeden Umstand, und richtete sogar hie und da entsprechende Fragen an sein Beichtkind, die darauf abzielten, ihr Zeugnis zu ihren eigenen Gunsten wo möglich zu erschüttern, falls sie ihn zu hintergehen versucht hatte. Allein sie bog nie von der einfachen ungeschmückten Wahrheit ab, und als sie mit ihren Mitteilungen zu Ende war, fragte sie nur einfach: »Und hoffen Sie nun mich retten zu können?«

Er schüttelte den Kopf und sagte ernst: »die Indizien gegen Dich sind sehr stark. Gott allein kann Dir einen Weg durch dies verworrene Dickicht bahnen. Allein was Dir auch immer begegnen mag, vertraue auf ihn und erinnere Dich stets, dass dieses Leben nicht das Ende von allem und der höchste Zweck ist, sondern dass es noch eine andere Welt gibt, wo ein gerechtes Urteil gefällt wird, und dort drohen, wenn auch nicht hienieden, wirst Du von der Schuld an diesem Verbrechen freigesprochen werden!«

»Ach mein Vater,« ich würde gern allen ertragen, wenn nicht mein Louis wäre! Es wird ihm solch bitteren Kummer verursachen, wenn er seine Julie für eine Verbrecherin halten muss.«

»Ich werde mit Louis reden und ihn über alles aufklären, wenn Du von Deinen Richtern nicht freigesprochen wirst, meine Tochter!« versicherte der Priester, und aufgeheitert und getröstet von dem Versprechen und von dem Segen des Greises legte Julie gefasst ihr Haupt auf die Pritsche des Gefängnisses und schlief ruhig.

Durch Vater Sylvestres Verwendung ward nach geschlossener Untersuchung das öffentliche Schlussverfahren noch viele Wochen aufgeschoben,

in der Hoffnung, das öffentliche Vorurteil gegen Julie werde vergehen, oder irgend ein Zufall auf die Entdeckung des eigentlichen Mörders führen.

Die letztere Hoffnung erwies sich als trügerisch, allein die erstere ward bald durch das wachsende Interesse an dem Ausgang des verhängnisvollen russischen Feldzugs verwirklicht, und durch die Rückkehr der überlebenden Teilnehmer an denselben, die sich zu Zweien und Dreien einfanden.

Unter diesen Angelegenheiten von öffentlichem Interesse war Julie von den Einwohnern von St. Bignold schon nahezu vergessen worden, als sich des Gerücht verbreitete, Herr de l'Orme sei den mannigfaltigen Gefahren des Krieges entgangen und bereits im Begriff, nach seinem väterlichen Schloss zurückzukehren. Wenn sich dieses Gerücht bewährte, musste er nicht eine Kränkung darin sehen, dass seither noch keine wirksamen Schritte getan worden, um den an seiner Gattin begangenen Mord zu sühnen? Das Schlussverfahren durfte nicht länger aufgeschoben werden und ward nun eingeleitet. Bekanntlich werden in Frankreich diese öffentlichen Gerichtsverfahren auf eine andere Weise gehandhabt, als bei uns in Deutschland oder gar in England. Man erteilt dem Gefangenen keine Warnung, sich nicht durch irgend ein Geständnis zu verwickeln, sondern

man wendet im Gegenteil alle möglichen Mittel an, um durch verfängliche Fragen oder Kreuzverhöre dem vermeintlichen Verbrecher irgend etwas zu entlocken, was zu seiner Überweisung führen kann, und die ungekünstelten naiven Antworten Juliens dienten eher dazu, die gegen sie erhobene Anschuldigung festzustellen, als zu beseitigen.

Das Schlussverfahren nahm schließlich Julien als des begangenen Verbrechens überwiesen an. Jetzt war jede Hoffnung vorüber; aber Vater Sylvestres Bericht war nicht vergeblich gewesen, und obschon zu einem schmachvollen und unverdienten Tode verurteilt, trug Julie ihr Geschick so demütig und doch dabei so tapfer, dass selbst die strengen Gerichtsbeamten der Jury eine andere Meinung von ihr bekamen, als sie diesen Ausdruck geduldiger Resignation auf ihrem lieblichen Gesicht bemerkten. Auch die Volksmenge schien plötzlich zu einer anderen Ansicht gekommen zu sein, und bereute nun das Schicksal, welches sie über das junge Mädchen heraufbeschworen hatte; ein ungeheurer Haufe Volks drängte sich um die Türe, durch welche sie den Gerichtssaal verlassen musste, um ihr Mitgefühl und Mitleid auszudrücken, und ohne Vater Sylvestres Unterstützung wären die Bemühungen der Gendarmen und Beamten kaum im Stande genesen,

sie vor dem Andrang der wankelmütigen Menge zu retten. Endlich wurde ihr eine Bahn durch den Volkshaufen gemacht und sie hatte beinahe die Tür ihres Gefängnisses erreicht, als ein Mann vorsprang, sich ihr gerade in den Weg warf und mit dem Rufe: »Julie, meine Julie!« den er im Tone des tiefsten Grams ausstieß, ihre Hände ergriff. Es bedurfte nicht ihrer plötzlichen Blässe noch des im tiefsten Seelenschmerze geflüsterten Namens »Louis,« um den Vater Sylvestre zu überzeugen, dass der abgerissene, verkümmerte und abgehärmte Soldat vor ihm der ehemalige Liebhaber des armen Mädchens war.

3.

Es lässt sich denken, was für Aufklärungen dieser erschütternden Wiederbegegnung folgten, welchen Anteil die Volksmenge daran nahm, und wie furchtbar ein solches Wiedersehen auf Louis einwirkte; allein zum Glück für beide waren weder Louis natürliches Temperament noch seine jüngsten Erlebnisse und deren Einwirkungen auf seinen Charakter von der Art, dass sie ihn leicht zur Verzweiflung brachten.

»Julie ist unschuldig, und ihre Unschuld muss bewiesen werden,« war alsbald seine Antwort, als der Priester sich Mühe gab, ihm ruhige Ergebung in sein Geschick zu predigen. »Ich werde sie sogar noch jetzt retten. Ich fühle dies, ich bin davon überzeugt. Gebt mir nur noch drei Tage Frist von diesem kostbaren Leben und ich werde Julien retten! Der Greis schüttelte zwar ungläubig Kopf, versprach aber sein Äußerstes zu tun, und der Aufschub der Vollstreckung des Urteils ward auf die vereinten Bitten des milden Geistlichen und des wackeren Soldaten, welcher jenen fürchterlichen Feldzug überstanden hatte, um so eher gewährt, als der

gesetzlichen Form gemäß das Urteil zur Bestätigung erst an den Kaiser geschickt werden musste. Louis seinerseits wartete kaum die Bestätigung des erbetenen Aufschubs ab, bevor er sich energisch ans Werk machte, auf die Spur zu kommen. Er verschaffte sich Zutritt im Hotel de l'Orme. — er untersuchte jeden Teil desselben Schritt vor Schritt, als ob er noch immer erwartete, Spuren von dem Mörder zu finden, — er öffnete ein Fenster um das andere, — er ging wie Julie längs der schmalen Gesimsleiste außerhalb derselben hin und hielt, wie sie getan, vor dem offenen Fenster des mit Spiegeln ausgeschlagenen Boudoirs still.

»Habt Ihr etwas Gefundenes guter Freund?« fragte der Polizeisergeant, welcher ihn bei seiner Nachforschung begleitet hatte. »Es scheint nichts von Bedeutung zu sein,« setzte er hinzu, als er das Bruchstück eines kleinen stählernen Instruments zurückgab, welches Louis noch in der Rückseite der Fensterrahmen steckend gefunden hatte. »Sie bediente sich desselben vermutlich, um den Riegel zurückzuschieben. Es sieht aus wie die scharfe Spitze einer Schere.«

»Mitnichten,« erwiderte Louis ruhig; »es ist ein Stück von dem Grabstichel eines Graveurs oder Kupferstechers. Ein derartiges Instrument findet sich

nicht leicht unter dem Arbeitszeug eines Frauenzimmers; und so unbedeutend die Sache ist, so kann sie doch unter Umständen mir den gesuchten Aufschluss geben. Sind denn viele Graveure oder Siegelstecher in St. Bignold?«

»Siegelstecher? Lasst mal sehen! Nein, ich kenne nur einen Einzigen, Namens Clement Lebrun.

»Lebrun? Mir ist als hätt ich den Namen schon gehört!«

»Wahrscheinlich«, versetzte der Sergeant trocken; »das ist der Mann, der die Jungfer Julie über die Gesimsleiste hingehen sah!«

»Ach so? er wohnt also ganz in der Nähe?«

»Ja und nein, der Straße nach sind es reichlich fünfhundert Schritte von hier noch der Rue Sylvaine, und doch, setzte er hinzu und deutete aus dem Fenster, »es ist jenes Haus dort gegenüber die Rückseite von seiner Wohnung.«

Louis schrak bei diesen Worten zusammen und lehnte sich aus dem Fenster, als wollte er mit einem einzigen Sprunge über den schmalen Rand sehen, welcher beide Häuser trennte; dann zog er sich zurück und untersuchte den schmalen Balkon noch genauer als zuvor.

»Ihr habt vermutlich eine Idee, guter Freund?«

fragte der Sergeant; »und ich gestehe Euch, ich mache mir auch so meine eigenen Gedanken über die Sache.«

Louis schaute dem Mann scharf ins Gesicht, konnte aber in seinen unstörbar gleichmütigen Zügen nichts lesen. »Lasst uns einmal diesen Lebrun aufsuchen!« sagte er.

»Er ist ein Mann, mit dem nicht zu spaßen ist!« meinte der Sergeant.

»Je nun, ich bin auch kein solcher,« entgegnete Louis ruhig und entschieden.

Nachdem sie mehrere enge gewundene Gässchen durchschritten hatten, erreichten sie die Rue Sylvaine und betraten Lebruns Haus, welches in jeder Hinsicht einen Kontrast zu demjenigen bildete, das sie oben verlassen. Es war ein hohes schmales Gebäude, mit einem engen, finstren Hof in der Mitte, das sich tief in das Häuserquadrat hineinerstreckte, und war ebenso sehr von Menschen überfüllt, wie das Hotel de l'Orme verlassen war, — ebenso sehr voll Leben und Geräusch wie das andere öde und unheimlich und leer von allem Andren als schreckhaften düsteren Erinnerungen.

Lebrun empfing sie kalt aber artig, und als ihm der Sergeant mitteilte, Louis sei ein Bekannter der

Familie de l'Orme und wünsche alles zu erfahren, was der Siegelstecher von dem Mord wisse, so gab dieser seine Schilderung ruhig und deutlich zum Besten.

Alles was er wisse, sagte er, beschränke sich darauf: Als er am Morgen nach dem Morde hier an seine Arbeit gesessen, sei er erschrocken, als er sich gegenüber ein Mädchen habe aus dem Fenster steigen, über die schmale Leiste hingehen und ins nächste Fenster hineinklettern sehen. Es sei ihm dies sogleich als höchst seltsam aufgefallen, und als er von dem Morde gehört, habe er natürlich auch von dieser seiner Wahrnehmung gesprochen und sie mit dem erschütternden Ereignis in Verbindung gebracht.

»Und sie hatten alles Recht dazu,« meinte der Polizeisergeant, denn Sie sind ja ein Nachbar der seligen Frau Gräfin gewesen. Sie waren so nahe, dass Sie alles genau mussten sehen können, denn wenn die beiden Haustüren von ihrer Wohnung und von dem Hotel de l'Orme der Straße nach auf fünfhundert Schritte von einander liegen mögen, so sind Ihre Fenster doch von denjenigen des Hotels kaum dreißig Fuß entfernt. Was meinen Sie, Herr Louis?«

»Dreißig?« wiederholte dieser und lehnte sich aus dem breiten Fenster; um aber dieses um so leichter

tun zu können, rückte er einen Blumentopf beiseite, der auf der Fensterbrüstung stand; »mich dünkt, zwanzig Fuß wäre näher an das Ziel geschossen!«

»Ich habe den Abstand nie gemessen,« entgegnete den Siegelstecher mürrisch.

Sein veränderter Ton fiel sowohl dem Sergeanten als Louis auf, allein keiner von beiden erwiderte etwas darauf, obschon sich jeder eine sorgfältige Untersuchung von Lebruns Wohnung angelegen sein ließ. Laute beseitigte die Blumentöpfe einen um den andern und untersuchte den oberen Rand der Fensterbrüstung; der Sergeant aber musterte sorgfältig, wiewohl nicht auf auffallende Weise, das Geräte und die Möbeln der Werkstätte. Es waren nur zwei Gegenstände vorhanden, welche beiden verdächtig erschienen; da jedoch beide in die Idee hineinpassten, welche beiden gekommen war, so untersuchten sie dieselben genau. Die eine Wahrnehmung ging dahin, dass die Pflanzen in den Töpfen am Fenster weit wertvoller waren, als sich mit der Armut des Siegelstechers zu vertragen schien; die andere bestand darin, dass außer den verschiedenen anderen, in seinem Gewerbe wesentlichen Dingen eine sehr lange und dicke hölzerne Planke in der dunkelsten Ecke der Stube an der Wand lehnte. Dem Sergeanten entging auch nicht,

dass Lebruns Blicke heimlich den seinigen folgten, als sie neugierig auf der verdeckten Planke ruhten.

»Haben Sie noch einige Fragen an mich zu richten, meine Herren?« fragte der Siegelstecher endlich in einem Tone, der weit weniger artig war, als seine seitherigen Äußerungen; »ich bin ein armer Mann und kann bei Tage nicht viel Zeit einbüßen.«

»O ja,« versetzte Louis und wandte sich vom Fenster um, »ich möchte Sie fragen,« setzte er hinzu und nahm ein spezielles Werkzeug von denjenigen hinweg, welche auf dem Tisch lagen, »zu was für einen Gebrauch dieses Ding hier dient!«

»Es ist ein Grabstichel,« erwiderte der Mann sogleich.

»Ich dachte mirs doch; und diesen hier ist auch ein Stück von einem Grabstichel, nicht wahr?« fragte er und nahm das Stück, das er im Hotel de l'Orme gefunden hatte, aus der Tasche.

»So scheint es,« stammelte Lebrun plötzlich erblassend, setzte jedoch rasch hinzu: »Aber wozu diese Frage an mich?«

»Weil ich wissen möchte, ob er Ihnen gehört,« sagte Louis.

Ehe der Siegelstecher aber noch mit sich ins Reine kommen konnte, wie er die anscheinend einfache,

aber offenbar bedeutsame Frage beantworten sollte, klopfte der Sergeant ihm auf die Schulter und sagte; »He, guter Freund, ich habe die Planke gemessen, welche dort in der Ecke der Stube lehnt. Sie ist gerade zwanzig Fuß lang, wie ich finde. Wollen Sie mir erlauben, dass ich einige von Ihren Blumentöpfen beiseite stelle, die Planke auf das schon gebrochene Geländer vor dem Fenster setze und sie über die Straße nach dem Hotel de l'Orme hinüberschiebe? Mich dünkt, das andere Ende wird gerade einen Stützpunkt auf dem zerbrochene Teil des Geländers unterhalb dem Fenster von Madames Schlafzimmer finden. Was meinen Sie, Herr Louis?«

Während dieser Anrede hatte sich Lebruns Blässe in eine noch fahlere gespenstige Farbe verwandelt, — in eine wahre Todesblässe; und als der Sergeant einen Augenblick später einen anderen Ton anschlug und ihm barsch zurief: »Clement Lebrun, ich verhafte Euch als den Mörder der Gräfin de l'Orme!« da machte dieser gar keinen Versuch sich der Anschuldigung zu erwehren, sondern ließ sich mit der Rue der Verzweiflung die Verhaftung über sich ergehen. Es bedurfte nun nicht mehr viel, um Lebruns Schuld und Juliens Unschuld zu beweisen. Wie Louis prophezeit hatte, war die Auffindung des zerbrochenen Grabstichels, obschon an sich eine

Kleinigkeit doch der Schlüssel zu dem ganzen Geheimnis. Die Lage von Lebruns Wohnung in Hinsicht auf diejenige der Gräfin de l'Orme legte dem Auge des Soldaten auf ganz natürliche Weise die Möglichkeit nahe, von dem einem Hause nach dem anderen zu gelangen, was noch der zerbrochene Rand des Geländers auf beiden Seiten bestätigte. Das Übrige war leicht und wurde durch das Geständnis des Mörders noch rasch zur Gewissheit erhoben. Lebrun trug sich schon lange mit dem Gedanken, sich der Juwelen und des Geldes zu bemächtigen, welche Madame de l'Orme angeblich in ihrem Privatzimmer verwahren sollte, und hatte sich vorgenommen, sich dort einzuschleichen, während sie auf dem Ball abwesend war, und sich seine Beute mit Muße zu sichern. Juliens Anwesenheit hatte ihn daran gehindert; sein Gesicht war es gewesen, welches sie im Spiegel gesehen hatte, und ihre Störung seines damaligen Vorhabens hatte ihm später die teuflische Idee eingegeben, den Verdacht des Mordes auf sie zu lenken. Sein Erfolg hatte alle seine Erwartungen weit übertroffen; allein der Mord will an den Tag, und nur selten geschieht es, dass ein Mörder, wenn er auch alles mit außerordentlicher Geschicklichkeit und Gewandtheit eingerichtet hat, nicht irgendeine verhängnisvolle Spur zurücklässt,

welche auf sein Vergehen hinweist. In Lebruns Fall waren zwei derartige Anzeichen vorhanden. Der abgebrochene Grabstichel und die hölzerne Planke, womit er den Abgrund überbrückt hatte. Ohne dieses Versehen von seiner Seite hätte die Unschuldige für den Schuldigen büßen müssen. Nun aber musste Lebrun sein Haupt auf den Block legen und zur Sühne für den Begangenen Raubmord hingeben.

Einen Monat später ging Juliens Liebestraum in Erfüllung. In einem weißen Gewande, dem jungfräulichen Kranz von Orangenblüten im Haar, kniete sie vor dem Altar in der Schlosskapelle und ward mir dem treuen Louis getraut, und der Graf de l'Orme selbst beehrte diese Feierlichkeit mit seiner Gegenwart. Jedes war dem andren desto teurer, weil jedes — obschon unter ganz verschiedenen Umständen — dem Könige der Schrecken, dem Tode, so nahe gegenübergestanden hatte und von ihm durch einem noch mächtigeren Arm befreit worden war, auf welchem beide ihr felsenfestes Vertrauen gesetzt hatten, als alle Hoffnung gewichen und bereits beinahe in Verzweiflung umgeschlagen war.

– E n d e –